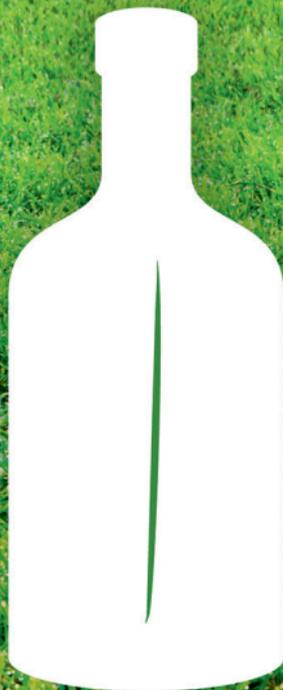


Markus Mittmann

Wodka mit Grasgeschmack

ROMAN



LESEMUSTER

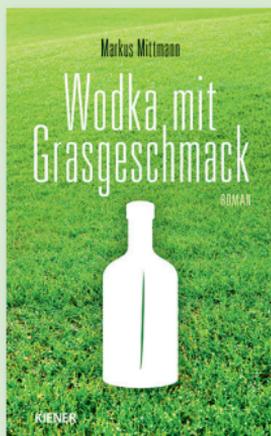
KIENER



Foto: Konrad Schöllner

Markus Mittmann studierte Germanistik, Architektur- und Kunstgeschichte, Malerei und Bildhauerei sowie Pädagogik und Philosophie in Braunschweig. Als Angehöriger der Universität Hannover promovierte er am dortigen Architektur-Fachbereich mit einem Thema zur Architektur des Nationalsozialismus. Er übte verschiedene Tätigkeiten aus, zunächst in Seelsorge und Krankenpflege, danach im Bereich Architektur- und Stadtplanung und als Bildender Künstler. Schwerpunktmäßig beschäftigt er sich mit der Zeit des „Dritten Reichs“, auch in Form von Vorträgen, Führungen, als Uni-Dozent und Buchautor. Aufgewachsen in einer Familie, die ausschließlich aus Kriegsvertriebenen bestand, gehört die Thematik dieses Buches zum Kern seiner persönlichen Erfahrungen.

Eine Spurensuche an Orten und in verdrängten Erlebnissen!



Wodka mit Grasgeschmack

Roman
256 Seiten
Softcover,
13 x 21 cm
ISBN 978-3-948442-00-2

€ 15,95

Dieses Zitronenauto
Glück auf, der Steiger kommt!
Weiß und nadelfein
Kaltes Lastwagenbuffet
Nadja
Alles noch der Krieg
Vielleicht ein Trompeter
Griff zum Festhalten
Wodka mit Grasgeschmack
Goldene Türme! Schlagsahne!
Eisblumen
Nicht die Mutter Gottes und auch sonst niemand
Heute Nacht konnte ich fliegen
Irgendein Filmschauspieler
Aber das Wetter wird gut
Ein ganzes Kaufhaus
Heal our land
Mindestens Amerika

KIENER www.kiener-verlag.de
VERLAG

Leseprobe aus „Wodka mit Grasgeschmack“
von Markus Mittmann
(KIENER Verlag, München 2019)

„Wo liegt eigentlich das Ende der Vergangenheit?“, will ich von Edward wissen.

„Prost!“, sagt er, „wir leben doch jetzt.“

Eigentlich wünsche ich mir, dass alle Menschen glücklich sind, also selbst Menschen, denen ich in meinem ganzen Leben nicht begegnen werde. Weil mir überall diese Gekreuzigten auffallen, mit ihren alten und frischen Wunden, Narben sowieso. Du brauchst nicht tief zu graben, nur leicht zu kratzen und stehst metertief im Jammertal. Überall Absturzgeschichten, überall gleich. Und wenn es nicht um die Seele geht, ist es der Rücken, nächtlicher Harndrang oder die Angst vor Bakterien aus dem Weltall oder auf der Klobrille. Oder alles zusammen! Wirklich kein Wunder, dass sämtliche Seelenreparaturwerkstätten wegen Überfüllung schlecht zugänglich sind, selbst für Privatpatienten, obwohl sowieso niemand seine Macke jemals wegbekommen hat, wie eine gut ausgebeulte Blechdelle, sondern weiter damit durch die Welt läuft, nur vielleicht nicht mehr so sichtbar. Irgendwann einmal will ich ohne Vorsicht die Augen aufmachen.

Vielleicht hat diese Reise nie stattgefunden. Ich sitze auf der Rückbank eines gelben VW-Beetle und stoße mir den Kopf an der Heckscheibe. Sitzfarbe grau. Sitzflächen blau. Zweitürer. Im Ernstfall kommst du hier nie wieder heraus. Neben mir sitzt meine Mutter, der das Einsteigen auch nicht gerade leicht gefallen ist, mein Vater auf dem Beifahrersitz, mein Bruder am Steuer. Er ist nur drei Jahre älter als ich, jedoch haben diese drei Jahre gereicht, dass ich immer der kleine Bruder blieb. Klein in jeder Hinsicht, das betont er gern, jetzt ist er mein Chauffeur. Er schweigt und fährt auf der A2 Richtung Osten. Der Motor brummt gleichmäßig. In der Blumen vase neben dem Lenkrad wackeln Kugelschreiber um die Wette. An diesem Vormittag. Alles in feiner Balance. Und alles kommt mir wichtig vor.

Jetzt verbiege ich mich und sehe gewaltige Wolken am Himmel, fest wie Rasierschaum, die um sich greifen oder eilig aussetzen, eine auf den Kopf gestellte Landschaft, in der die Berge, auch Vulkane, nach unten zeigen und sich alles verdichtet. Diese verdrehte Welt über mir.

Wenn man alles vergessen könnte, was man vergessen will, nur das Ge-reinigte übrig lassen, die Tage nur, wenn sie froh sind oder wenigstens die Stunden oder Momente und den Regen nur, wenn er warm ist und freundlich, die Toilettenspülung im Nebenzimmer nur, wenn sie nach Brandung klingt. Egal! Wanderung, Pilgerreise, denke ich. Pilgerreisen führen zu einem Ziel, um das es am Ende gar nicht geht, immer mit der Furcht vor dem, was man entdecken kann. Sie spüren alles auf, rücksichtslos, Liebe und Zorn, Reue, vielleicht auch erst einmal ohne Erkenntnisse. Das ganze Zeug steht plötzlich vor dir. Auf einem Feld an der Autobahn wachsen Blätter, um die es am Ende auch nicht geht, nur um die Rüben in der Erde darunter. Mein Bruder beschleunigt den Wagen, älteres Baujahr, man hört es. Das rhythmische Knirschen von Kies unter entschlossenen Schritten hätte mir jetzt besser gefallen.

Die Wolken ziehen in Fahrtrichtung. Es ist nicht Sommer und nicht Herbst.

Wir fahren übrigens nach Polen, mein Bruder und ich zumindest, meine Eltern fahren nach Schlesien, nach Hause, sagen sie. Nur dort erlebten sie jene Momente, in denen sie glücklich waren, ohne es zu wissen. Dieses saubere Glücksgefühl, das nichts verlangt, was über den Augenblick hinausgeht, ohne jeden Gegengedanken. Als Kinder mussten sie ihre Orte verlassen, irgendwo unterhalb von Breslau, in der Gegend von Neisse. Nie wieder waren sie dort. Heute steht Wroclaw auf unserer Autokarte und Nysa, die deutschen Namen in Klammern darunter. Mein Vater kann den neuen Namen seines Dorfes nicht einmal aussprechen, bei meiner Mutter ist es einfacher. Noch bevor meine Eltern verstehen konnten, was Heimat ist, haben sie sie verloren. Geblieben ist das Gefühl, etwas greifen zu wollen, das für immer fern blieb, auch unklar, nicht einmal ihr Schmerz ist eindeutig. Dann das Unbestimmte an sich drücken, nicht mehr loslassen, in sich aufnehmen, verschmelzen. Alles nur Luftschlösser. Um diese Sehnsucht geht es, diese laute Sehnsucht, die sich niemals abschütteln ließ und sie verfolgte wie Blechdosen das Hochzeitsauto. Bewegte Bilder laufen durch ihre Gedanken, Stimmen, Namen, Orte und was weiß ich. Im Gesicht meines Vaters steht Besorgnis.

„Du fischst deine Gedanken immer aus dem trüben Teich“, sagt meine Mutter.

„Seit der Vertreibung gab es keinen einzigen Tag, an dem ich nicht an zu Hause gedacht habe“, sagt mein Vater. „Das war immer da.“

Die Entfernung hat er sich auf den Kilometer genau ausgerechnet und die Zahl im Kopf immer bei sich getragen, sein Glücksbringer. Sechshunderteinunddreißig. Kein wirklich weites Ziel, nicht über den Atlantik, in der Reichweite eines einzigen Tages. Die längste Zeit seines Lebens lag sein Dorf unerreichbar hinter dem Eisernen Vorhang. Selbst der Ausdruck von Gefühlen der Verbundenheit bekam bald den Klang einer verbotenen Anmaßung. Angst und Trauer dagegen blieben immer erlaubt.

„Ich bin seitdem nicht mehr ganz“, sagt er abwesend.

Meine Mutter holt tief Luft, und ich betrachte die Fältchen auf meinen Fingergelenken. Wenn das Fürchterliche, das sie erleben mussten, nun durch ihre Gedanken wandert und von dort durch ihre ausgesprochenen Worte, vielleicht klärt es sich dann, hoffe ich, vielleicht wird es flüchtig und angenehm. Ein Vorgang des Filterns. Ich kann nicht ahnen, was diese Reise alles aufwirbelt, aber wir dürfen nichts entzaubern oder verwischen. Schlesien ist längst zu einer Vorstellung geworden, zu einem Begriff, der keine Gegenwart mehr besitzt. Außer den Klößen von gekochten Kartoffeln. Traumland. Schreckensland. Das Land, das einmal Schlesien war. Und gut, dass die Fahrt so lange dauert.

Ich lege mein Gesicht an die kühle Seitenscheibe und quäle meinen Blick nach oben, die ersten übermütigen Wolken erscheinen, dazwischen verbreitet die Sonne Lichtbündel zum Anfassen, von denen einige direkt zu uns herunterzielen. Eine unentschlossene Wetterlage, die auf meine Schilddrüse drückt, mit zwei Fingern verschaffe ich mir Platz am Hals. Noch ist unser Fahrzeug mein Kokon, in dem die Ordnung überschaubar ist. Jetzt nirgends ankommen, denke ich und sortiere meine Knie neben den Kanten des Beifahrersitzes ein. Das Hellblau der Sitzflächen erinnert mich inzwischen an das tiefe Blau eines Sommerhimmels.

„Hat jeder sein Fett weggekriegt“, sagt meine Mutter und wendet sich ab.

Hoffentlich verlieren meine Eltern ihre Heimat nicht zum zweiten Mal. Wonach sollen sie sich sehnen, wenn nicht nach dieser Heimat und nach allem, was daran klebt? Ihre Erinnerungen werden sich mit der Gegenwart verbinden, mit neuen Orten an derselben Stelle, übereinander, wie die Namen auf der Landkarte. Ich frage nicht, ob sie sich freuen. Ich jeden-

falls freue mich auf schlesische Backwaren. Mein Opa war Bäcker, wir sind eine Bäckerfamilie. Zuerst fallen mir Liegnitzer Bomben ein, runde Pfefferkuchlein mit Schokoladenüberzug, darin halbierte Kirschen und Marzipan. Auch so ein Stück Vergangenheit, einschließlich der Bomben.

„Ich muss mal“, sagt mein Vater, „wenn es geht schon bald.“

„Hättest ja zu Hause nochmal gehen können“, sagt meine Mutter.

„Bin ich doch, aber ich trink doch morgens meine große Tasse.“

„Warum nicht heute mal die kleine?“, fragt mein Bruder, der kurz aus seiner Lethargie erwacht.

Mein Vater atmet tief, er braucht seine Regeln. Nur keine Überraschungen.

„Du bist nervös“, meine Mutter kennt ihn. „Das ist die Reise.“

„Oder noch der Krieg, ist doch egal“, sage ich, „ich muss vielleicht auch mal.“

„Sieht man gleich, von wem du die Blase hast.“ Mein Bruder wirft einen verächtlichen Blick nach hinten.

Meine ganze Kindheit lang ging das so. Die Idee zu dieser Reise stammt übrigens von ihm, schon vor einem Jahr. Er wollte unsere Eltern in sein Zitronenauto laden und losfahren, dann schnell in ihre Dörfer und am nächsten Tag zurück. Überzeugend hatte er alles erklärt und sie angelächelt, mit seinem einzelnen Grübchen, das ihm von einem Sturz mit dem Tretroller geblieben ist. Das ist der Holzhammer, habe ich ihm gesagt, das ist kein Musical mit Übernachtung und Frühstück.

„Ist gut jetzt!“ Ich halte Ausschau nach der nächsten Raststätte, und frage mich, warum ich gerade jetzt an meine erste Beichte denken muss.

[...]

Ich war ein guter Junge, war mir keiner Sünde bewusst, keine Schuldgefühle, es ging mir gut. So beschloss ich, vor meiner ersten Beichte irgendetwas zu begehen, das ich beichten konnte, etwas Harmloses natürlich, sicherheitshalber. Kurz vor dem Termin zerschlug ich in einer Ecke des Gartens einen Blumentopf. Das war nicht einfach, denn er wollte nicht zerspringen. Ich tat es absichtlich, sonst wäre es keine Sünde gewesen, Versehen sind nicht strafbar. Und weil ich ein guter Junge war, suchte ich einen billigen Topf aus. Ich schrieb meine fünf Sünden auf einen Merktettel, so viele sollten es mindestens sein, hatte unsere Religionslehrerin Fräulein Dierks erklärt, und lernte sie auswendig. Kleine Lügen in allen Variationen, mal den Bruder geärgert und dann mein Trumpf: der Blumentopf!

Absichtlich zerschlagen! Der Kaplan runzelte die Stirn, alles lief wie geplant, und der Topf kam gut an, ohne ihn hätte ich unglaublich gewirkt. Erst später wurde mir bewusst, dass der Blumentopf die einzige wirkliche Sünde war, hinterlistig eingefädelt. Ich hatte den Priester betrogen. Das war Sahne für meine nächste Beichte. Doch es kam nicht mehr dazu.

[...]

Mein Vater zieht sich den Pullover aus, stößt dabei an Dach und Seitenscheibe. „Ich stehe schon wieder unter Wasser“, sagt er und dreht den Lüftungsknopf auf kalt.

Über mir breiten sich hellblaue Flächen aus, vielleicht kommen wir dem Licht näher. Oder das Licht kommt zu uns.

Dieses unruhige Umherlaufen meines Vaters, schon Tage vor jeder Fahrt, die in seinen Augen blitzende Bedrohung ließ bei mir schon früh den Verdacht aufkommen, dass jede Urlaubsreise ein gefährliches Abenteuer sei, ein vollständiger Kontrollverlust. Der Reiz blieb mir trotzdem. Wenn ich auf der Toilette saß, betrachtete ich die Bodenfliesen, frühe Siebziger, ihre Fugen waren die Straßen von Manhattan, gesehen aus extremer Höhe. Immer zwei Rechtecke ergaben ein Quadrat, alles Grundrisse der eng stehenden Wolkenkratzer. Die dritte Dimension war kein Problem für meine Fantasie, und der moosgrüne Badteppich, natürlich der Central Park, lag flauschig unter dem Waschbecken, mitten im Straßenraster, hupende Taxis, Polizeisirenen. Bevor ich auf der Klobrille Platz nahm, schob ich reiselustig den Teppich immer parallel zu den Fugen, zufällig passte er an drei Seiten genau zwischen die teuersten Straßenzüge unmittelbar am Park, dorthin, wo die Luft nicht ganz so stickig ist. Wenn ich die Hose wieder hochzog, kam ich aus Amerika zurück.

[...]

Dann schweigen wir alle, und ich weiß, woran meine Eltern jetzt denken, Bilder aus der Geschichte, in ihren Augen eine scheinbare Teilnahmslosigkeit. Auf dieser Reise werde ich mir noch oft vorkommen, als zerrte ich die Vergangenheit gewaltsam ans Licht, gegen den Willen meiner Eltern. Vielleicht lerne ich sie jetzt erst kennen, beides, Eltern und Vergangenheit.

Aber es ist nicht etwas Lebendiges, das ich sehe, es sind Kinobilder, sie flackern in Schwarz-Weiß. Die Gesichter meiner Eltern, als sie jung waren. Und die Kratzer auf der Filmrolle sorgen für Punkte und Linien, die über die Vergangenheit tanzen und sie angenehm unwirklich machen. Nie-

mals habe ich meine Eltern ausgefragt. Sie erzählten meistens dieselben Geschichten, mehr wollte ich nicht wissen. Bruchstücke formten sich bei mir zu einer Masse, die ich nicht bewegen wollte, die mir erstarrte. Bis heute jedenfalls. Ich wusste nicht, dass sie vor dem endgültigen Abschied schon vor der Roten Armee geflohen waren, als deutsche Truppen Brücken sprengten und Panzersperren bauten. Nach Kriegsende durften meine Eltern zurück und noch ein Jahr zu Hause bleiben, lebten wie Gefangene in einer unklaren Zwischenzeit. Sagen wir mal Strandgut der Weltgeschichte.

Meine Mutter lächelt und zupft an ihrer Hosenfalte. „Manchmal war ich auch ganz ruhig, weil ich dachte, es wird alles gut. Was sonst?“

Zuhause, dieses Wort nahmen sie übrigens nicht mit in den Westen. Und wenn sie es verwendeten, sah man ihre Tränen blitzen, oder kleine Pausen in ihren Worten zeigten, dass sie sich Mühe gaben, wieder froh zu sein. Erst jetzt habe ich das Gefühl, alles wissen zu müssen, meinetwegen nur ganz grob, aber ich brauche einen Überblick.

Auf einer Wiese nahe der Autobahn stehen Pferde. Sie schauen nach unten.

[...]

Mein Bruder dreht sich zu mir um. „Im Fach neben dir muss irgendwo Lakritze liegen.“

„Hier ist alles Mögliche, aber keine Lakritze.“

„Dann lass, ist egal.“

Ich trage ein weißes Hemd, das gefällt mir.

„Fahr doch, fahr!“, ruft mein Bruder. Er fühlt sich belästigt.

Auch mein Vater regt sich auf. „Der gehört gar nicht auf die Autobahn.“

„Fahr! Wenn schon einer Fiat-Multipla fährt.“ Mein Bruder beugt sich über das Lenkrad. „Ist der hässlich!“

Dann wird es auch noch einspurig. Achtzig. Kleine Baustelle. Sechzig. Der Fiat fährt vor uns. Vierzig.

„Der hält sich nur an die Geschwindigkeit“, sage ich.

„Ach Quatsch, der provoziert“, ist er überzeugt.

Ich weiß nicht genau, was mich an meinem Bruder stört. Oder quält. Es ist nicht nur die Art, in der er geht, sein schwankend unbeholfener Gang, nicht sein selbstgefälliges Lächeln, mit dem er auf mich herabschaut, obwohl er drei Zentimeter kleiner ist als ich, mich korrigiert, mir die Welt erklärt und seine Sicht der Dinge zur einzig gültigen Wahrheit erhebt und dann einen Syltaufkleber verkehrt herum aufs Auto klebt. Vielleicht soll-

te ich an die guten Stunden denken. Wir aßen gemeinsam die erste weiße Schokolade unseres Lebens, sangen Schlager in die Pfeffermühle oder starrten einträchtig auf den Bildschirm des Schwarz-Weiß-Fernsehers, als Kojak in Manhattan, das Magnetlicht aufs Dach seines Autos heftend, um die Kurve schleuderte. Später liebten wir den Strand von Malibu und Magnum mit Ferrari und Hawaiihemd, beides offen und schon in Farbe. Und wenn unsere Eltern immer dienstags zum Heimat- und Gesangsverein gingen, sahen wir heimlich Inspektor Columbo, verhängten das Fenster mit einer Konstruktion aus Besenstielen und Decken, damit unsere Großeltern im Nachbarhaus nicht das flackernde Fernsehlicht sahen. An einem dieser Abende verstanden wir uns besonders gut und redeten wie Freunde, die sich alles sagen können. Ein ganze Flasche Twelve-year-old Whisky half dabei. Wir haben mit dem Eis in unseren Gläsern geklingelt, bis uns die Sinne schwanden. Auch das ist mein Bruder.

[..]

Diese Reise ist längst vorbei, als wir Heidelberg besuchen. Eigentlich heißt sie Adelheid, auf Kinderbildern sieht sie aus wie Pippi Langstrumpf. Wie immer im Eingang die Vergänglichkeitsparade, alte Frauen auf Stühlen, rechts und links aufgereiht, schauen uns an wie ein Fernsehprogramm. Zweite Etage. Nachmittagssonne. Wir sitzen im Besuchsraum, der Fußbodenbelag glänzt, auf dem Tisch eine Orchidee ohne Blüten, ich stelle sie mir rosa vor, neben uns leere Stühle. Mit beiden Händen hält Heidelberg ihre Kaffeetasse. Mein Vater erzählt seiner Schwester von ihrem Heimatdorf, seine Erinnerungen überstürzen sich. Wer weiß, wie viele Menschen nach dieser Reise unsichtbar wieder mit am Tisch sitzen, jene, die sich längst in den verblassenden Erinnerungen heimlich zurückgezogen hatten. Heidelberg hört aufmerksam zu, manchmal nickt sie mit ihrem mächtigen Kinn oder lächelt in sich hinein, betrachtet ihre eigenen Bilder. Wie gut doch der Kuchen im Pflegeheim ist, sagt sie immer wieder, und wie schön das Zimmer, und schade, dass der Fritz nicht mehr da ist. Sie stochert in ihrem Stück Torte. Ananas-Sahne.

„Alles so lange her.“

Vor dem Fenster trocknen Papierblumen, die sie gebastelt und bemalt haben. Eigentlich wollte ich ihr Fragen stellen.

Weiter geht die Fahrt mit ungewöhnlichen Erlebnissen auf der Autobahn und auf den Raststätten Richtung Osten, am Abend erreichen die Entdeckungsrei-

senden Breslau und lernen schon im Hotel bei Sehnsucht und Sauerkraut die tiefe polnische Seele kennen. Erst am übernächsten Tag wagen sie sich in den Geburtsort des Vaters, wo es zu einer ungeplanten Begegnung mit der heutigen Bewohnerin seines Elternhauses kommt ...

Abenteuerlustige Banden lösen in ihren Ferien Kriminalfälle, beobachten verdächtige Gestalten oder nur Silhouetten, nachts über sumpfigen Wiesen in Dunkelheit und Dunst oder dem Gewirr von Buschwerk, Schatten, geheimnisvolle Laute oder Lichter in Schlossruinen. Es ist genau diese Stimmung aus Kinderbuchzeiten. Wir stehen auf einem Seitenstreifen am Auto, unsere Schlesienkarte liegt ausgebreitet auf der Motorhaube. Von Neisse aus sind es nur zwanzig Kilometer zum Dorf meines Vaters.

[...]

Am Stausee entlang fahren wir über Ottmachau, auch so ein vertrauter Name, rechts Felder, die sich in Wellen über das Land legen, links das flirrende Wasser. Ich bin nur ein Besucher, sage ich mir, durch mein Seitenfenster betrachte ich dieses Land wie eine Ausstellung, in der alles vorkommen darf, auch Grasbüschel und Mülltonnen.

Wir halten an einer Feldeinfahrt. Nur einen kleinen Moment.

„Es jagt uns doch keiner“, sagt meine Mutter, als wir aussteigen.

Am Auto trete ich auf einen Ast, es kracht, wir schrecken hoch. Wer ein Leben lang auf eine Reise gewartet hat, sollte nicht einfach um eine Kurve fahren und plötzlich ankommen. Mein Bruder lehnt sich an die Fahrtür, meine Eltern stehen vor mir und schauen gebannt in nur eine Richtung. Plötzlich gehen sie einen Schritt nach vorn, als wollten sie losgehen. Auf einem Steg an der Kante stehen, abspringen oder nachgeben und ins Wasser fallen. Mageres Kraut an ihren Füßen. Sie betrachten das Dorf aus der Entfernung, sicherheitshalber.

„St. Hedwig“, sagt mein Vater, „unsere Kirche hieß St. Hedwig.“

Ob gerade etwas in ihnen geheilt wird oder zerstört? Ich schaue und versuche nicht zu denken. Auf der gesamten Reise habe ich schon zu viel gedacht und in allen Ecken gewühlt. Wenn mein Vater jetzt sein Lied singt, „Hohe Tannen“, seine Stimme wie immer dabei umkippt, würde ich weinen, ... *liegt die Heimat auch in weiter Ferne, doch Du Rübezahl hütest sie gut ...*, oder noch schlimmer, wenn er es summt. Aber er bleibt still, wir sind alle sehr gefasst. Er zeigt in Richtung Kirchturm und sagt leise etwas zu meinem Bruder. Ein weich gezeichnetes Bild, kaum vorstellbar, dass ge-

nau dieser Kirchturm seit dem Tag der Vertreibung an demselben Ort gestanden hat, seit den letzten Blicken über die Schulter, falls dafür überhaupt Zeit war. An jedem Tag hat er seine Spitze in die katholische Luft gestreckt, im Winter mit Schnee, Weihnachtsgottesdienste, Kerzen, die Gemeinde singt aus vollem Hals, Es ist ein Ros entsprungen, im Sommer flirte seine Silhouette in der Sonnenglut, Großer Gott wir loben dich, und das Himmelblau wurde zu einer warmen Farbe, Menschen standen vor ihm, die es nun nicht mehr gibt. Es ist still, man hört den Wind im Gras, ein Auto zischt vorbei.

Mein Vater schaut auf die kleinen Löcher im Gras neben der Straße. „Dieses Jahr ist ein Mäusejahr.“

[...]

Und übrigens haben wir beschlossen, auf dieser Reise keine Fotos zu machen.

Das letzte Stück, eine Allee, der Wind hat die Bäume in Richtung Feld verbogen. Hierhin also wollte meine Oma laufen, wenn sie in ihren letzten Wochen im Pflegeheim nachts die Reisetasche packte. Mein Bruder parkt am Ortseingang unter einer alten Linde. Ein Vogelschwarm zwitschert hoch in den Ästen. Vielleicht kacken sie ihm den gelben Lack voll, stelle ich mir vor, als wir aussteigen, und schäme mich sofort für derart primitive Wünsche, in so einem Moment. Ich setze meine Füße auf Heimatboden, hier neben der Straße ist er staubig, denke an die erste Mondlandung. Während wir losgehen, prüft mein Vater, ob die Türen verschlossen sind, auch das drehbare VW-Zeichen am Kofferraum schiebt er in die Ausgansstellung zurück.

„Stolper nicht über die Wurzeln!“, sagt meine Mutter zu ihm.

Die Richtung ist klar, so oft ist mein Vater diese Strecke gelaufen, im Sommer mit kurzen Hosen, im Winter mit kalten Füßen, er weiß, wo wir sind. An der Straße begleiten hölzerne Strommasten unseren Weg. Die Leitung hängt an einem Halteseil wie mit Wäscheklammern befestigt und zieht sich durch die Kronen der ersten Bäume von *Schwammelwitz*. *Trzeboszowice* steht auf dem Ortsschild, das erste Symbol für das Ausgelöschte.

Mein Vater starrt den Namen an. „Das kann doch keiner aussprechen!“

[...]

Endlich gehen wir über die Dorfstraße jenes Ortes, dessen Name ich in meinem Leben unzählige Male gehört habe: *Schwammelwitz*! Es lässt sich

nicht vermeiden, spätestens jetzt wird das Vergangene bis aufs Hemd ausgezogen, jetzt tritt die Zeit lebendig auf, so dass wir uns in Acht nehmen müssen. Aber, ich muss es mir sagen, es ist nicht meine Zeit. Meine Eltern gehen vor mir, in diesem Moment tun sie mir besonders leid. Man sagt, die Beschäftigung mit der Vergangenheit wäre hilfreich, um sie zu überwinden. Aber stimmt das auch bei meinem Vater?

Wir gehen langsam, aber nicht nebeneinander, eigentlich geht jeder von uns allein.

[...]

In alle Richtungen drehen sich unsere Köpfe, manchmal bleibt mein Vater stehen, zeigt auf Häuser und nennt die Bewohner. Bei vielen Gebäuden hat Feuchtigkeit den Putz über den Sockelsteinen abplatzen lassen und rotes Ziegelmauerwerk freigelegt. Auch die Kirche ist noch da, dieselben staubigen Straßen, neu ist nur das Gefühl von Fremdheit. Er ist konzentriert, nicht aufgeregt. Jedenfalls sieht es so aus. Seine glücklichen Kinderjahre spielen hier, aber auch der ganze Rest. Die Beerdigung seines Vaters, als er drei Jahre alt war. Alles wegen eines Splitters aus dem Ersten Weltkrieg. Es war nicht alles gut, nur weil er ein Kind und dies seine Heimat war und das frisch gemähte Gras manchmal nach Waldmeister roch.

Mein Vater bückt sich und schnürt seine Schuhe. Am Straßenrand blüht Kamille.

[...]

Es ist die Zielgerade, das Elternhaus meines Vaters kommt immer näher und doch verlangsamen wir unsere Schritte, werden vorsichtig, hoffentlich ist diese Reise nicht nur ein Abgesang, die letzte Strophe vom Lied. Wichtig ist schon mal, dass alles noch steht, auf uns gewartet hat. Ich freue und fürchte mich, meinen Vater sehe ich nicht an. Jetzt stehen wir vor dem Haus. Alles ist kleiner und überschaubar. Und verändert. Aber ich erkenne wieder, was ich sehe, die ganze Ansicht, die Scheune hinten auf dem Hof steht noch, es fehlt die Kastanie am Eingang, die ihre Krone über das Dach streckte bis über die Giebelspitze, eine Geste, als hielte ein guter Freund die Hand über das Haus. Im Zaun fehlt hier und da ein Stück, aber die zwei wichtigen Ziegelpfosten am Hoftor sind noch da, die oberen Abschlüsse wie eine Pyramide gestapelt, der rechte Pfosten von den Wurzeln der Kastanie angehoben.

Als Schüler habe ich das Haus von einem Foto abgemalt und das Bild meinem Vater zu Weihnachten geschenkt. Zuvor hatte er mir alles

beschrieben, selbst die weiß gestrichenen Ziegelfugen, die ich sorgfältig mit Deckweiß und einem dafür beschnittenen Pinsel zeichnete. Genau diese Fugen sehe ich jetzt, vierzig Jahre später, denke zum hundertsten Mal das Wort *unwirklich*. Dieses Wiedererkannte, das Finden von Details, aber nicht das Finden von Zeit. Wir bleiben stehen. Dann weinen wir. Erst beherrscht, dann heftiger. Meine Augen sehen etwas, das es nicht gibt, erst ganz klar, dann verschwimmt alles. Jetzt haben wir alle denselben Schmerz und dieselbe Freude. Und dieselbe Mischung in unseren Tränen. Ich hole tief Luft. Meine Eltern nehmen sich in den Arm, dann komme ich dazu, danach mein Bruder, ein Familienknäuel. So stehen wir vor dem Tor. Plötzlich löst sich mein Vater und betritt entschlossen den Hof, kein fremdes Land, wir folgen. Er hat eine schwache und eine starke Seite, in diesem Moment ist er stark.

Im Vorbeigehen berühre ich den Torpfosten, die Fugen und Ziegel, die im Sonnenlicht warm geworden sind. Diese Details, denke ich, diese fürchterlich unveränderten Details, die mit der Zeit ihr Spiel treiben, sich immer erst verstecken, manchmal für eine Ewigkeit, und dann in den Vordergrund drängen, stark und unverletzlich. Mein Vater als Kind, mein Vater als alter Mann. Und diese Ziegel erlauben sich frech, dort noch immer zu liegen. Dann reichen wir uns Taschentücher, meine Mutter hat einen Vorrat in ihrer Handtasche. Erst jetzt rieche ich die Luft. Schlesische Luft.

[...]

An der Scheune vorbei schaue ich auf ein Getreidefeld, dahinter ein kleiner Wald, die Luft riecht nach Schrebergarten. Dann stehen wir unentschlossen vor der Haustür, die Stützen des Vordachs sind blutrot gestrichen, darüber eine Satellitenschüssel.

„Sollten wir nicht an der Tür klingeln?“, frage ich. „Wir können doch nicht einfach hier rumlaufen.“

„Mach das“, sagt mein Bruder, „oder hat noch jemand den Schlüssel.“

Das Klingelschild ist mit weißem Gewebepapier überklebt, darauf der Name Tomaszewski. Was wollen wir eigentlich? Vielleicht hätte man das vorher klären sollen. Wer weiß, wie viele Deutsche hier durch die Gegend irren und lästig wirken oder bedrohlich. Und ich merke, dass drei Personen hinter mir einen Schritt zurücktreten. Gut! Ich drücke auf den Knopf und lege meine polnischen Worte zurecht. Erklären kann ich unseren Besuch mit diesem Wortschatz ohnehin nicht. Von innen höre ich Schritte, dann das Geräusch eines Schlüssels, langsam öffnet sich die Tür.

Inzwischen wurde auch der Heimatort der Mutter besucht, und diese Wiederkehr verlief ganz anders als gedacht. Auf der Rückfahrt nach Breslau bricht die Mutter zum ersten Mal ihr Schweigen und erzählt von jenem Junitag 1946, als ihre Vertreibung begann. Schon am frühen Morgen war ein Trupp bewaffneter Männer in ihr Haus eingedrungen, noch einmal ist sie das dreizehnjährige Mädchen von damals, das mit ihrer Familie überstürzt ihr Dorf verlassen muss. Glück im Unglück, die neuen Besitzer ihres Hauses werden sie mit dem Pferdewagen zur Sammelstelle in die nächste Stadt fahren...

Das Mädchen tritt als letzte aus dem Haus, bleibt kurz in der Tür stehen. Jetzt ist ihr, als ob sie fällt. Auf dem Hof scheint ihr die Sonne ins Gesicht, sie hört Feldlerchen, am Backhaus steht die Tür offen, ihr rotes Fahrrad lehnt daneben. Der Ackerwagen, der längst ein polnischer Wagen ist, steht schon in der Einfahrt. Das Anspannen der Pferde, jeder Handgriff, meine Mutter prägt sich alles ein, fotografisch genau, die hölzernen Räder, etwas Dreck am Pferdehintern, die Scheibe am Ladenfenster ist zerbrochen, oder die Kastanienblätter vor ihren Füßen, sie merkt, dass sie atmet, und spürt ihren Herzschlag am Hals. Im nächsten Moment sitzen sie schon auf dem Wagen, sonst steht er in der Scheune unter den Schwalbennestern, das Holz der Ladeflächen ist mit Vogelkot bespritzt, alles Einzelbilder, jetzt sind sie ein Stück gefahren, halten sich an dem rüttelnden Gefährt fest und vermeiden, sich in die Gesichter zu sehen. Das Atmen fällt ihnen schwer. Andere marschieren mit ihrem Gepäck über die Dorfstraße nach Norden, aber keiner blickt auf.

„Ich weiß vieles einfach nicht mehr“, sagt meine Mutter. „Einige hatten wirklich noch die Kittelschürze an.“

Fünfzehn Kilometer, mein Opa sieht sich nicht um, er darf es nicht, damit es kein Abschied wird, nur eine seltsame Reise, bei der die Reisenden zu Abwesenden werden, ohne klares Ziel. Seine Tochter schaut ständig nach hinten, über den Wiesen und Feldern der geschweifte Giebel des Posthauses, natürlich die Kirche, den Turm denkt sie sich. Langsam verschwimmt das Bild. Genau von dieser Stelle aus will sie den Ort ansehen, wenn sie zurückkommt, für einen Moment stehenbleiben, wenn das alles Vergangenheit ist. Sie schaut auf die glänzenden Pferderücken, dann hinauf zum Lindewieser Wald, der bald nur noch Las Lipowski heißen wird, den Wald kann niemand vertreiben, denkt sie, der bleibt hier, bis wir wiederkommen. Ihre Gedanken klingen schrill, dann wieder dumpf. Ob dies

alles die Drehung der Erde verändert, überlegt sie sich, ob es Gesetzmäßigkeiten erschüttert? Wird schon wieder werden, hat ihr Vater gesagt und sogar ihre Mutter. Das will was heißen. Ihre Schwester hat kein Wort mehr gesagt.

Normalerweise wäre sie an einem solchen Tag in die Schule gegangen, mit dem Ranzen auf dem Rücken und der Brottasche um den Hals, wenn es das alles noch gäbe, die anderen Kinder, das Normale, die Ordnung. Den roten Schwamm auf ihrer Schiefertafel hat sie besonders lieb, traut sich kaum, mit ihm die Kreide zu wischen, später würde sie stolz mit ihrem ersten Federhalter das kleine „e“ schreiben. Immer wieder. Mit echter Tinte. Königsblau! Und nach den Schularbeiten hätte sie der glückliche Rest eines Sommertages erwartet. Frischer Mohnkuchen auf der Bank vor dem Haus. Stattdessen fahren sie auf einem Ackerwagen, das Klappern der Räder, den Rhythmus des Pferdegetrappels in den Ohren, und hinter jedem Hufeinschlag eine kleine Staubwolke, die sofort vergeht. Meine Mutter überlegt, wann sie zum letzten Mal ein ordentliches Kleid getragen hat und wie sich das anfühlte. Jedes Teil war sauber und gebügelt, was hätten sonst die Leute gesagt.

Auf einer Anhöhe kneift das Mädchen ihre Augen zusammen, in der Ferne will sie ihr Dorf noch einmal erkennen, vergeblich, im frühen Dunst ist es längst verschwunden. Und alle Lebensläufe bis zu dieser Stunde. Und überhaupt alles ist im Gegenlicht verschwunden. Wenn sie nachdenkt, füllt sich die Liste des Verlorenen, Eintrag für Eintrag. Und zwischen den alle schlechten Erfahrungen, ungutes Gedankenmaterial, das ihr für immer als Kulisse erhalten bleibt. Aber auch die Erkenntnis, dass die Familie in ihrem Leben das Wichtigste ist, Menschen, die bleiben, wenn alles verloren geht. Und ein paar glückliche Kinderjahre kann sie für sich verbuchen. Diese Erfahrung von Geborgenheit hilft ihr, das Unheil als vorübergehend einzustufen. Ich habe nichts Böses getan, denkt sie und betrachtet die weiße Binde mit dem N auf ihrem Oberarm, die Tante Anna aus einem Bettlaken genäht hat. Jetzt ist sie *Niemiec*.

„Es war strahlender Sonnenschein“, sagt meine Mutter, „aber ich dachte, wir fahren durch die Nacht.“

Mein Opa sitzt neben Herrn Janczyk auf dem Querbrett, das den Kutschbock ersetzt, ein friedliches Bild. Er muss daran denken, wie er gerade die Treppe im Haus heruntergestiegen ist, Schritt für Schritt eine Last, als wäre dies bereits der schwierigste Moment der Vertreibung. Und immer

schaut er in Fahrtrichtung. Immer nach vorn schauen! Jetzt hält er nicht die Zügel in der Hand.

Bis nach Neisse dürfte es mindestens eine Stunde dauern, gut so, sie kennt die Fahrtzeit, zwar nicht mehr zu Hause, aber auch noch nicht weg. *Dich mein stilles Tal, grüß ich tausendmal*, murmelt sie vor sich hin und wundert sich selbst, dass sie eine Gedichtzeile denkt, die so gar nicht ihren Worten entspricht, ihr aber neu und treffend vorkommt. Man müsste die Zeit verlangsamen, so wäre man für einen Moment sicher. Dann stellt sie sich die Kirschen an ihrem Baum vor, spürt, wie Panik in ihr aufkommt, dass sie nicht miterleben kann, wie sie langsam rot werden, zuerst dort, wo die Sonne am längsten in die Äste scheint. Und diese Angst verdreht ihr die Sinne und schleudert sie umher. Eigentlich müsste der Himmel zornig aussehen und mitten am Tag müssten die Laternen angehen, ihre Lichtkegel wild über den Boden tanzen. Sie stellt sich vor, dass Wind entsteht, dass sich Bäume wegbiegen, ein Sturm, der ganze Dächer mit sich fortreißt, die Schuppen sowieso, und Äpfel vom Baum zerrt, sich der Himmel immer weiter verdunkelt, bis er schwarz aussieht oder gleich zerspringt und abstürzt, alles zerschlägt und unter sich begräbt. Mit Mühe hat sie sich beherrscht, aber jetzt muss sie weinen, dreht ihren Kopf zur Seite, damit niemand es bemerkt, alle wirken so gefasst. Anna nimmt sie in den Arm und drückt sie an sich.

„Ach, mein Madla“, sagt sie.

„Das hat mir gut getan“, meine Mutter schaut mich an. „Ich brauchte Trost, aber so viel Trost gab es auf der ganzen Welt nicht, dass es gereicht hätte.“

In einer ausgebombten Feuerweherschule werden die Deutschen aus den Orten der Umgebung gesammelt, eng gedrängt muss die Familie dort Tage und Nächte auf ihren Abtransport warten...

Der Winter nach unserer Polen-Reise, alles taucht auf und vermischt sich: Ein ganzes Kaufhaus voll aufregend neuer Gedanken oder auch nur ein Foto ...

Erstaunlich, was alles wie von selbst an die Oberfläche kommt, wenn man einmal in der Tiefe gewühlt hat. Seit der Reise sprechen wir öfter über die Vergangenheit. Ganz ruhig. Nicht mehr wie früher bei Familienfeiern,

wenn es Erbsen-Möhren-Gemüse, Braten, manchmal auch Blumenkohl mit brauner Butter gab. Die besprochenen Themen berührten zunächst nur den Alltag, Sonderangebote, Krankheiten einschließlich Arztbesuch, die neuesten Todesfälle. Doch wenn nach dem Essen die medizinisch notwendigen Verdauungsschnäpse getrunken wurden, ging es los. Krieg, Vertreibung, Ungerechtigkeit. Der ganze Nachgeschmack. Und überall hing Traurigkeit in der Zigarrenluft. Schlesisch-katholische Meinungen standen gegen den einen angeheirateten Onkel, der konfessionslos der SPD angehörte und nicht einmal ein Vertriebener war. Er und ein ultrarechter Onkel, ebenfalls nur angeheiratet, der im Krieg mehrere Fingerkuppen gelassen hatte, lieferten den Brennstoff, an dem sich alle anderen entzündeten. Irgendwann weinte die ganze Gesellschaft entweder aus Wut oder Vergangenheitsschmerz. Die Frauen riefen zur Mäßigung auf und versuchten durch vorzeitiges Verlassen der Feier, das Schlimmste zu verhindern. Mein Bruder und ich wurden ins Kinderzimmer geschickt. Doch die Geräusche, die zu uns herüberdrangen, ließen mich erschrecken, auch wenn ich die Abläufe längst kannte.

Warum sind wir so geworden, wie wir sind?

Ein VW-Beetle, die Autobahn Richtung Osten, eine Reise zu viert, eine Familie. Eindringlich, bildlich und voller Leben erzählt Markus Mittmann eine Geschichte von heute, legt dabei die unausweichliche Macht der Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft in einen Topf und rührt kräftig um. In mitreißenden Gegensätzen, gewürzt mit entlarvendem Humor, führt die Reise nach Polen, eine Geschichte, die bewegt, weil sie so tief mit uns selbst zu tun hat.

Erstmals seit ihrer Vertreibung wagen sich die Eltern in die Dörfer ihrer Kindheit, die Söhne dagegen in eine geheimnisvolle Welt, ein Gespinnst aus Erzählungen und Vorstellungen. Die Spurensuche an Orten und in verdrängten Erlebnissen beginnt. Ob in der Enge des Autos oder bei Schweinebauch und Kraut, immer erkennbarer wird das Erinnern zum Verstehen und die Fahrt zu einer Suche nach Grenzlinien, die nur auf dieser Entdeckungsreise überschritten werden können, jetzt und nur noch ein einziges Mal. Oder nie!

KIENER Verlag
Clemensstraße 6, 80803 München
www.kiener-verlag.de
E-Mail: info@kiener-verlag.de
Tel.: 0049 89 34 12 62
Fax: 0049 89 330 299 13